Die Party ist vorbei

Das Hotel Shanghai war einer der legendärsten Clubs des Ruhrgebiets, die Tanzfläche meiner Jugend, betrieben von einem Mann, der keinen Morgen kannte. Nun ist Schluss. Und ich heule.

Von Jonah Lemm, DER SPIEGEL, 06.03.2026

»Ich lauf von Club zu Club und am Ende ins Shanghai. Ja, ich bin todessuff und du wärst so gern dabei.«

Aus: Scherenschwestern – »Leben und Tod des Shy Kanghai«

0.22 Uhr. Der Mann steht da, am Rand der Tanzfläche, ausdruckslos, regungslos, und wartet. Darauf, dass sich jemand traut, zu ihm zu kommen. Mit der linken Hand umklammert er ein Tablett vor seiner Brust, vollgestellt mit Jägermeister-Shots. Die rechte hat er wie ein Butler auf den Rücken gelegt. Er trägt schwarze Lederschlappen. Sonst nichts.

Sie nennen den Mann hier, im Hotel Shanghai, Steeler Straße 33, 45127 Essen, in diesem winzigen, absurdesten, großartigsten Club des Ruhrgebiets, den »Nacktkellner«. Seit über 20 Jahren schon kommt er, zieht sich aus, stellt sich hin. Das ist das Spiel. Er selbst findet das despektierlich, also das mit dem Namen, mit dem Nacktkellner. Er würde, schreibt er später, in diesem Text lieber als »Erotikkellner« bezeichnet.

Nackt ist er trotzdem.

Um ihn herum, vor, neben, hinter ihm: durchgeschwitzte T-Shirts, in denen zuckende Körper stecken, in denen irgendwo noch Menschen stecken, also vermutlich. Mit Fäusten über den Köpfen, 150-BPM-Herzfrequenzen, Pupillen wie Hemdknöpfe. Mit Rücken, die sich nach vorn und nach hinten schieben, als würden sie versuchen, sich im Sekundentakt vor der Welt wegzuducken. Vor ihnen die DJs, sie hüpfen auf und ab hinter dem Pult. Das verkleidet ist mit zwei riesigen, ineinander verschlungenen Penissen.

»Fuck«, denke ich, »ich werde das alles so vermissen.«

Ein Mädchen zieht seinen BH aus und wirbelt ihn durch die feuchte, schwere Discoluft. Ihre Freundinnen kreischen. An der Bar halten sich zwei Typen abwechselnd am Tresen und ihrem Bier fest, beachten die Mädchen gar nicht, werden vom Bass verprügelt, schreien sich gegenseitig die Trommelfelle kaputt. Vielleicht überlegen sie, wie lange die Nacht heute dauern soll. Denn Nächte können im Hotel Shanghai fünf Stunden dauern oder zwölf. Sie dauern so lange, wie man sie lebt, auch wenn draußen schon wieder so ein Tag ist. Einer, an dem die Vögel zwitschern und irgendwer in seiner Uniform oder seinem Cordjackett zur Arbeit fährt und die Sonne den Alltag ausleuchtet wie ein Kaufhausschaufenster.

Scheißegal hier. Die Nacht beginnt und endet an dieser Türschwelle in der Essener Innenstadt, gleich neben der Alten Synagoge, vor der Wand mit dem überlebensgroßen Graffiti, rote Schrift auf silbernem Grund, »Everybody Hurts« von R.E.M.

When your day is night alone

If you feel like letting go

If you think you ' ve had too much

Of this life, well hang on

Durchhalten. 0.43 Uhr. Taumeln über vollgeaschten Parkettboden. Rausch.

Kay nirgendwo und überall.

Alles wie immer.

Alles bald nicht mehr da.

Fast muss ich heulen.

Und das muss ich jetzt natürlich erklären.

Warum dieser Laden bald zumacht. Und warum ich deshalb gar nicht anders konnte als herzukommen, zu den letzten Partys, und jetzt hier umherzuwanken, durch diesen Shanghai-Nebel, der immer schon nach Absturz roch und nach Alles-könnte-passieren.

Wie es war, das erste Mal ins Hotel Shanghai zu laufen, vorbei an der Kasse zu stolpern, direkt vor die Bar, erstes Bier, sich schon mal warm tanzen, die Jacke noch an, weiß ich nicht mehr. Ich war zu besoffen. Ich muss 18 gewesen sein. Zumindest gibt es Fotos von damals. Auf einem Bild stehen mein bester Freund und ich auf der Bassbox und schreien die Wörter zu einem Song mit. Ich habe die Augenlider fest zusammengepresst, den Oberkörper nach vorn gebeugt. Es sieht aus, als hätte ich gerade einen Schlag in die Magengrube bekommen.

Und in gewisser Weise hatte ich das ja auch.

Essen ist nicht Berlin. Eine Jugend im Ruhrgebiet der Zehnerjahre war vor allem strukturgewandelte Langeweile. Mit 15 fälschten wir Schülerausweise und kauften damit Discounter-Wodka, den wir auf Parkplätzen, in Gartenlauben oder auf einem Hügel hinter dem Aldi tranken. Ab 16 gingen wir »feiern«, mit Muttizettel auf Großraumdisco-Schaumpartys. Die Jungs zogen sich an, als wären sie schon Männer. Die Mädchen zogen sich an, als hätten sie kein Kälteempfinden. Es lief Musik, die klang, als hätte man alle David-Guetta-Songs ineinandergemischt. Aber um Musik ging es sowieso nicht. Es ging darum, viele Mädchen anzutanzen. Ich war nicht gut darin, Mädchen anzutanzen. Ich sah auch mit weißem Hemd nicht aus wie ein Mann. Manchmal schlug sich wer auf die Fresse. Ich mochte das alles überhaupt nicht.

Dann erzählte uns jemand vom Shanghai. Vielleicht sah ich beim ersten Mal die tausend Origami-Schwalben, die damals noch von der Decke hingen. Vielleicht das Ergometer, das damals noch neben dem DJ-Pult stand. Ich weiß nur noch, dass dieser verwinkelte Laden, kaum Platz für mehr als 300 Menschen, anders war als alles, das ich kannte.

Nicht nur, weil alle reindurften, egal was sie anhatten. Die Leute tanzten allein oder zusammen, sie tanzten auf dem Podest, auf dem Sofa, im Gang zum Klo, auf der Empore. Sie tanzten ohne T-Shirt oder in dicken Pullis. Sie tanzten mit den Dragqueens, die an manchen Abenden zwischen den Besuchern umherliefen. Es war ein Ort für alle, die sonst nirgendwo reinpassten. Ich wollte nie wieder gehen. Also kam ich wieder, fast jedes Wochenende, jahrelang.

Ich küsste und stürzte ab im Shanghai. Ich hörte Hunderte Menschen gleichzeitig jubeln, vor Freude über einen Drop. Ich sah Menschen in den Raucherbereich kotzen oder in den Separees ficken. Ich bekam Bierduschen und weiche Knie wegen einer Frau. Hier stand ich das erste Mal daneben, als jemand Kokain mit einer Karte klein hackte, und überlegte mir, dass ich das jetzt besser mal sein lassen würde. Ich habe hier Menschen kennengelernt, die ich sehr mochte, von denen ich aber jahrelang nicht wusste, wie sie bei Tageslicht aussahen.

Das Hotel Shanghai war für mich das Zentrum der Welt. Hier schien mir alles möglich, was mir in Essen vorher vollkommen unmöglich erschienen war.

Das also zum Hintergrund. Aber wo ist jetzt eigentlich Kay?

Treppe rauf, vor der Garderobe rechts, durch die Schiebetür mit dem selbst gemalten Schild drauf: »NO WAY HOME ONLY RAVE«. Klopfen. Klinke runter. Backstage.

Leuchtend grüne Tapete, voll mit verschmierten Tags. »Entweder gehen oder für immer hier bleiben« steht da. Das alte Sofa, in dessen Ritzen Leute schon einmal benutzte Kondome gefunden haben wollen. Der alte Holztisch. Neue Leute, aber die alten Gespräche.

Hey, komm rein, lass dich drücken, Brudi! Wann war Lukas das letzte Mal hier? Dass du dich noch daran erinnerst! Wessen Glas ist das? Wir kennen uns, oder? – Wir haben uns schon fünfmal vorgestellt, bestimmt! – Echt? Wann? Hat einer ’ne Zigarette? Hat einer mal ein Handy? Was geht ab, Junge, was ist hier los? Kevin ist immer noch nicht da. Leg das jetzt mal hin. Bisschen kalt hier drin, oder? Bisschen warm hier drin, oder? Nee, lass mal jetzt tanzen gehen, bitte.

Und da sitzt er, zwischen Skatern mit breiten Hosen, Rappern mit großen Mützen, Anime-Mädchen und Plüschjacken-Ravern, im Sessel, wie ein Talkmaster in seiner Show, und alle gucken ihn an. Kay Shanghai, Inhaber des Clubs, Profi im Partymachen und darin, Journalisten damit zu verarschen, wie alt er wirklich ist. Was nichts zur Sache tut, weil er das Erwachsensein eh nur spielt. Das ist seine Superkraft.

Kay war König all der Nächte hier. Er regierte mit voller Härte. Wenn ich meine Augen schließe und ihn mir vorstelle, sehe ich ihn, wie er an der Bar hängt, Kippe in

der Hand, Glas Wodka auf Eis vor sich, Kappe über den wasserstoffblondierten Haaren, darauf eingestickt so was wie »Kleiner Schwanz, großes Herz«. Ich kenne niemanden, der so lange die Nacht so ernst genommen hat wie Kay, niemanden, über den es so viele Geschichten gibt. Wie er Deichkind einst nur in blaue Müllsäcke gehüllt hier auftreten ließ. Wie Andreas Dorau und DJ Koze vor ihm gerungen haben sollen. Wie er einmal eine Dragqueen aus New York buchte, die sich bei der Performance einen Maiskolben in den Arsch schob und dann aus dem Mund Popcorn in die Menge spuckte.

Angeblich hat er Hausverbot in einem Essener Hotel, weil er auf einer After Hour beschloss, das Zimmer mit Brathähnchen zu dekorieren. Angeblich hat Lars Eidinger mal eine Theatervorstellung zwei Stunden vorverlegen lassen, um noch ein DJ-Set im Shanghai spielen zu können. Angeblich wusste Kay jahrelang nicht, wie Onlinebanking funktioniert, und hatte deshalb keine Ahnung, wie viel Geld er auf dem Konto hat. Menschen, die ihn gut kennen, behaupten, das sei eigentlich immer noch so.

Die Managerin des Clubs, Reneé, 26 Jahre alt, karierter Minirock, Augenbrauenpiercing, auf dem rechten Bein »Engel im Herz« tätowiert und auf dem linken »Teufel im Kopf«, die auch irgendwie Kays persönliche Assistentin geworden ist, die ihm Salz bringt, wenn er keines zu Hause hat, und beim Oberbürgermeister anruft, wenn im Club der Strom ausfällt, sagt: »Kay ist ein Chaot, aber im Herzen der beste Mensch der Welt.«

Jetzt steht vor ihm ein alkoholfreies Bier. 1.22 Uhr. »Setz dich«, sagt er und grinst sein Peter-Pan-Lächeln.

Ich weiß auch nicht mehr genau, wie Kay und ich uns kennengelernt haben. Ich glaube, es war in einer Bar. Er erzählte irgendwas Wirres über Delfine, ich fand das lustig. Ab da feierten wir zusammen, so lange, bis ich ein Tagleben anfangen musste, in dem für Nachtleben keine Zeit mehr war. Ich zog weg, Kay blieb da. In den vergangenen acht Jahren haben wir uns vielleicht dreimal gesehen. Er fand das nicht schlimm, er war das schon gewohnt. Neue Anfang 20-Jährige kamen und setzten sich auf das Sofa. »Ich weiß bei diesen Freundschaften schon, dass der Abschied kommt, da haben sie noch gar nicht begonnen«, hat er mal zu mir gesagt. Der Club war immer das einzig Beständige in seinem Leben. Das Einzige, das immer weiterging, weitergehen

musste. »Ich hab viel Verständnis dafür, dass Leute kein Verständnis für mein Leben haben«, hat er einmal gesagt.

Ich muss an 2017 denken, als meine Band und ich unser erstes richtiges, eigenes Konzert im Shanghai spielten. Da dachten wir kurz, das war's jetzt, größer konnte es für uns nicht werden. Als Zugabe sangen wir zusammen mit Kay »Junimond« von Rio Reiser.

Ich bin hier oben auf meiner Wolke

Ich seh dich kommen, aber du gehst vorbei

Rein jetzt, sich aufs Sofa werfen, bisschen dummes Zeug reden, aus Tradition. Einer, den ich noch von früher kenne, erzählt von seinen Vaterproblemen, sagt: »Mein Vater ist ein Mann-Mann, aber gleichzeitig ist der so ein ganz lieber Vater. Und deswegen lässt er mir gerne so seinen letzten Schluck vom Getränk übrig. So, wisst ihr, was ich meine?« Nicken. Der gleiche Typ hat hier auch neulich um 4 Uhr nachts meine Socken gefühlt, minutenlang, und mich gefragt, wo ich die denn gekauft habe. Ich sagte: »H&M.« Kay schüttelte belustigt den Kopf.

In der Nacht geht es ja auch immer darum, bloß nicht denken zu müssen. Nicht denken an die nächste Arbeitswoche, nicht denken ans Studium, nicht denken an all die Krisen von gestern und übermorgen. Und wenn selbst das Bumbumbum auf Eins und Drei nicht mehr reichte, um den Kopf auszumachen, das Bier und der Rauch, dann kam man eben nach hier oben. An guten Abenden fühlt es sich in dieser Backstage an, als würde man fieberträumen.

Man könnte jetzt lange mit Kay die Gründe besprechen, warum er den Club zumacht, nach 22 Jahren, dazu kommen noch zwei, in denen er schon Partys veranstaltet hat, in anderen Läden, die ihn aber immer rauswarfen. Etwa weil er eine Wohnzimmerkulisse aufbauen ließ, die dann ein Mann mit einer Axt zerlegte, während daneben die Leute noch tanzten. Man könnte mit ihm über das sogenannte Clubsterben sprechen, alles teurer geworden, Strom, Heizung, Getränke, darüber, dass die Menschen nicht mehr so viel ausgehen. Vielleicht, weil es so viel Geld kostet, vielleicht, weil sie es während Corona verlernt haben, vielleicht, weil sie lieber bei Instagram rumhängen. Darüber, dass das Gebäude sowieso abgerissen werden soll, irgendwann.

Aber eigentlich ist die Antwort, warum er den Club zumacht, viel einfacher.

Er hat keinen Bock mehr.

Und das zu verstehen, ist wiederum doch gar nicht so einfach. Vielleicht muss man erst einmal verstehen, warum er überhaupt mal Bock hatte auf das alles hier. Vielleicht muss man von vorn anfangen.

Kays Mutter sei italienische Diplomatentochter, sein Vater Ingenieur aus Essen gewesen, sie hätten sich in Kabul kennengelernt. Kay wurde, so steht es in seinem Personalausweis, in Wuhan, China, geboren, wo sein Vater gerade wieder irgendetwas für Hochtief habe bauen müssen. Danach zogen sie, so erzählt er es, und so erzählt es auch seine Schwester, nach Venezuela und Indonesien. Einmal soll dort ein Rikscha-Fahrer zu seinen Eltern gekommen sein und behauptet haben, sie würden ihm ein Monatsgehalt schulden. Kay habe sich von ihm täglich nach dem Kindergarten durch die Stadt fahren lassen. Sein Berufswunsch als Kind, hat er mal gesagt, war Clown.

Als Teenager ging Kay auf ein katholisches Jungengymnasium in Essen. Beten jeden Morgen. Mit 17 habe er die Schule abgebrochen. Weil der Mitschüler, mit dem er heimlich zusammen gewesen sei, sich nicht traute, seinem Vater zu sagen, dass er schwul ist. Heute weiß Kay selbst nicht mehr, was für einen Schulabschluss er hat. Er ging nach Miami, wo die Schwester damals wohnte, erzählt er, feierte auf House-Musik, kam wieder, habe sich gedacht: Die anderen werden Psychologen, Architekten, was wird aus mir? Er fing an, aufzulegen, erst in seiner WG, dann auf Partys. Weil er keinen DJ-Namen hatte, aber einen brauchte, für die Flyer, habe ihm eine Freundin einen gegeben: Kay Shanghai.

2003 mietete er den Club. Nach einem halben Jahr, habe er gedacht, würden sie ihn sowieso wieder rausschmeißen. Ging doch länger.

Heute kleben an den Wänden um die Tanzfläche Dutzende Fotos von ihm, er als antike Büste, er mit Joint im Mund. Das Hotel Shanghai war immer vor allem Kay. Er war Repräsentant, Zirkuspony, Magnet.

Er zog sie alle an.

Wanda, Erobique, DJ Hell, Nina Kraviz, Boys Noize, Major Lazer, Die Sterne, K.I.Z, Mr. Oizo, Gesaffelstein, WestBam, Clueso, Nina Hagen. Hat er alle geholt. Nach Essen. Boy George hat bei ihm aufgelegt und danach behauptet, das wäre der beste Auftritt des Jahres gewesen. Bands bettelten ihn an, bei ihm spielen zu dürfen.

In einer Fernsehshow hat sich Kay selbst mal so vorgestellt: »Ich bin weltberühmt. Also in Essen.«

Auf dem Sofa sagt er: »Ich wollte immer mit den Köpfen der Leute spielen, Dinge machen, mit denen sie nicht rechnen. Aber heute wollen die Leute mit allem rechnen können. Sie wollen nicht in einen Club kommen, und dann steht da ein nackter Mann auf der Tanzfläche.« Er bleibt kurz still. »Aber das macht doch gar keinen Spaß, zu wissen, was vorher passiert, oder? Die Leute opfern sich nicht mehr für die Nacht.«

Er, der kaum ein Erwachsenenleben ohne die Nacht kennt, will das deshalb auch nicht mehr, sich opfern. Er, dessen Alltag war, alles dafür zu tun, dass Menschen aus ihrem Alltag ausbrechen können, wünscht sich jetzt selbst einen Alltag.

Aber lass mal später drüber reden. Wir müssen jetzt wirklich tanzen gehen.

Kay humpelt, Bänderriss. Hat er sich neulich geholt, umgeknickt, als er seine Mutter besucht hat, um die er sich kümmere, weil sie dement werde. Früher hätten seine Eltern einen Schlüssel für den Club gehabt, manchmal standen sie sonntagmorgens um 8 Uhr im Laden, trafen den Sohn, der noch nicht ausgetanzt hatte, und schimpften mit ihm, weil der Wasserhahn lief. Der Vater machte die Buchhaltung, überwies den DJs das Geld, 2017 ist er gestorben. Die Mutter wäscht bis heute die Geschirrtücher für den Laden.

Kay geht jetzt auf Krücken. Ich will etwas sagen, zur Symbolik oder irgendwie so was. Aber die Musik ist zu laut.

Ich habe vergessen, wie man geht,

how to walk and speak

and I am toward

flying into the air

raving

Rainald Goetz: »Rave«

Kay hat schon recht, denke ich, als ich an einem anderen Tag an der Bar sitze und Reneé dabei zusehe, wie sie die Ekstasereste des letzten Abends aufkehrt. Drogentütchen, Scherben, Taschentücher.

Irgendwas hat sich verändert.

Nicht rausgehen, das war für uns damals am Wochenende keine Option, weil, was sollte man auch zu Hause? Da gab es nichts, außer »Wetten, dass..?« mit den Eltern, die irgendwann bei der Außenwette auf der Couch einschliefen. Kontrollverlust, das wollten wir. Irgendwer musste ihn herzaubern. Niemand konnte das so wie Kay.

Es hatte seinen Preis. Er sah nie fertig aus. Aber vielleicht war er es doch.

»Sobald ich im Club bin, macht es für mich absolut keinen Sinn, nüchtern zu bleiben«, hat er mal gesagt. Ich erinnere mich an Nächte, da stand ich vor ihm und wusste nicht, ob er überhaupt noch irgendeines der Wörter versteht, die ich sage.

Vor mehr als einem Jahr hat Kay aufgehört, zu trinken. Ein Freund habe ihn gefragt: Warum trinkst du eigentlich? Er hatte keine gute Antwort mehr. Neulich war er in Berlin, auf der Beerdigung von Rosa von Praunheim. Er kannte die Bestatterin, sie habe früher im Shanghai gearbeitet, zufällig hätten sie sich auf dem Friedhof wiedergetroffen. Sie habe, so erzählt es Kay, zu einer Freundin gesagt: »Das ist Kay Shanghai. Es ist ein Wunder, dass der noch lebt!«

Kay sagt: »Und ich weiß nicht, wie lange ich es noch überleben würde.« Irgendwann ist die Party vorbei. Muss sie vorbei sein.

Heute?

Heute ist 10. Januar, Kays Geburtstag. Sein 30. Mindestens.

Er soll die letzte Party werden. Im Ankündigungsvideo stand: »I am legendary. You are not.« Ich bin eine Legende, du nicht. Legenden brauchen ein Ende. Sonst ergeben sie keinen Sinn.

Die Leute wissen mittlerweile, dass er zumacht. Sie haben 200 Stücke des Parkettbodens angeboten, die sie raussägen und verkaufen wollen, eingerahmt und unterschrieben, für 69 Euro das Stück. War nach wenigen Tagen ausverkauft. Er selbst hat sich keins reserviert.

Stattdessen überlegt er, auch die Pissrinne anzubieten, aus Gag, für 4999 Euro. Ein Museumshistoriker sei da gewesen und habe sich Stücke ausgesucht, die sie in die Sammlung nehmen würden. Menschen schreiben Kay, dass sie gern ihren Kindern noch einmal den Club zeigen würden. »Fühlt sich an, als ob ich alle noch mal segnen muss«, sagt Kay.

Und dann, um kurz nach 20 Uhr, steht tatsächlich ein Mann mit seiner Tochter da. Sie ist vielleicht 13.

Kay beugt sich zu ihr runter.

Kay: »Bist du zum ersten Mal im Club?«

Die Tochter: »Ja.«

Kay: »Und wie isses? Aufregend?«

Die Tochter: »Ja.«

Sie machen ein Foto zusammen. Mehr Menschen kommen, umarmen ihn, noch ein Selfie, sie senken die Stimme, als wären sie auf einer Beerdigung.

Und was machst du jetzt? Geht es dir denn gut? Wie traurig bist du?

»Ich habe das Gefühl, die Leute machen sich mehr Gedanken über meine Zukunft als ich«, sagt Kay. »Ich habe das Shanghai erfunden, nicht das Shanghai mich.«

Ich bin mir da manchmal nicht so sicher.

Er hat sich ein Konzert gewünscht. Der Sänger Dagobert spielt. So ein Typ, von dem man glaubt, dass nur für Leute wie ihn dieser Laden geschaffen wurde. Für die in bester Art und Weise Verhaltensauffälligen dieser Gesellschaft. Dagobert wollte, sagt er, mal nach Afrika auswandern und als Nomade leben. Er habe sich jahrelang nur von Reis ernährt. In seinem Koffer liegen drei Bananen und eine Packung Glutamat. Er ist einer von Kays besten Freunden.

22.05 Uhr. Dagobert singt, die Menge grölt mit, er dreht das Mikrofon ins Publikum:

Die Hoffnung führt uns ins Verderben

Alle Träume müssen sterben

Kay steht hinter ihm, wippt im Takt, bewegt seine Lippen. Er hat so einen Performance-Modus, das ist mir schon öfter aufgefallen. Sobald ihn jemand anschaut, filmt, spitzt er die Lippen, fährt sich mit der Hand über den Kopf, durch die Haare, tänzelt von einem Bein auf das andere, wie ein aufgeregtes Kind.

Es sieht immer aus, als ob er gleich hinfällt. Aber er fällt nie.

Später am Abend fangen ein paar Gäste an, die Tapete von den Wänden zu reißen und einzustecken. Reneé läuft zu ihnen und schreit: »Spinnt ihr?«

Irgendwann »Kay, Kay, Kay!«-Sprechchöre auf der Tanzfläche. Er hört sie, glaube ich, nicht. Er ist wieder oben, in der Backstage. Um 7 Uhr morgens geht er. Einfach so. Ich hatte mir diesen Abschied bedeutungsschwerer vorgestellt.

Ein Stammgast lallt ihm auf der Straße seine Trauer entgegen. Der Taxifahrer, Josef, der ihn jahrelang nach Hause fuhr, der ihn manchmal in seine Wohnung stützte, wartet am Eingang. Kay fährt nicht mit ihm, fährt mit einem Freund, er legt einen Geburtstagskuchen in den Kofferraum. Es ist schon fast hell. Er sagt: »Am liebsten würde ich den Laden mit einem Streichholz anzünden. Ich halte dieses Panoptikum nicht mehr aus.«

Er hat sich vor mir schon einmal mit Faust verglichen. Pakt mit dem Teufel. Der Fame, das alles hier, gegen ein normales Leben.

Dann ist er weg.

Das war’s.

Oder?

Ein paar Tage später ruft er mich an. Doch noch ein Wochenende. Abrissparty.

Seit Wochen erzählt er mir, er wolle das alles nicht mehr, der Club und er, das sei wie eine Beziehung, die schon seit Monaten nicht mehr funktioniere. Aber er hatte auch

gesagt: »Ruhm zu bekommen, ist die eine Sache. Ruhm wieder aufzugeben, ist schwieriger.«

Das letzte Mal. Wirklich.

Und es kommen sogar Ritter.

Na gut.

Die Ritter sind da, 7. Februar, mit Schwert und Rüstung wirbeln sie ihre Arme rasselnd vor und zurück, daneben der DJ, aus Berlin, der Dialoge aus den »Herr der Ringe«-Filmen über Trance-Beats laufen lässt.

Es ist natürlich völlig gaga. Es ist einigermaßen perfekt.

Ab 3 Uhr nachts ist das Bier alle. Sie haben nicht mehr nachbestellt, wozu auch.

Ab 5 Uhr sind die TikTok-Raver weg, die Kay so hasst. Diese Kids, die alle die gleichen Sneaker tragen, alle gleich tanzen, sich alle dabei filmen, als führten sie eine Muppet-Choreografie auf.

Um 6.09 Uhr legt er selbst auf, zum letzten Mal. Es sind vielleicht noch 25 Leute da. Kay schaut sie an, als erwarte er einen Aufstand. Irgendwer hat Konfetti mitgebracht und wirft es von der Empore.

Um 6.57 Uhr ruft er: »Vielen Dank, Hotel Shanghai, das ist der letzte Song.«

»2Seater« von Tyler, the Creator.

I know we'll have a good time

You just gotta stop being scared

Just roll

Er versucht zu lächeln. Es klappt nicht ganz. Er schreit: »I still fuck!« Applaus. Ein Mann geht auf die Knie. Licht an. Zum letzten Mal. Ein Ende. Ein Anfang.

Um 7.22 Uhr hält ein Feiernder noch einen Toast. Er sagt: »Dieser Laden hat hier viele Erinnerungen gebracht. Man kann davon seinen Enkeln erzählen, auf jeden Fall seinen Kindern. Und ich denke, wir sollten vielleicht alles verschweigen.« Ich gehe auf das Herrenklo, auf dem es keine Spiegel gibt, reiße mir ein Stück Tapete ab, stopfe es in

meine Hosentasche. Irgendwer hat mit einem Edding auf das Urinal geschrieben: »Hotel Shanghai is never closing«.

Als ich wiederkomme, umarmen sich Reneé und eine der Barkeeperinnen und schluchzen. Sie drehen sich zu Kay, der in der Mitte der Tanzfläche steht, zwischen zerbrochenen Gläsern und leeren Zigarettenschachteln.

»Kay, warum heulst du nicht?«, fragt Reneé.

Es ist ein kalter Winterabend, Wochen, bevor er mit einer Brechstange den Boden aus dem Club reißen wird, als Kay mir seine Zukunft zeigt.

Es ist eine alte öffentliche Toilette.

Eine Ruine, am Fuße einer Kirche in Mülheim an der Ruhr. Ein vergittertes Fenster, Steinmauer. Früher haben darin auch mal die Müllmänner Pause gemacht. Vor Jahren hat Kay sie gekauft. Der Lokalzeitung erzählte er damals, er wolle die vielleicht kleinste Pianobar der Welt eröffnen.

Ich hielt es für eines seiner Nebenprojekte, die immer nur schwer bestehen konnten neben dem Hotel Shanghai. Wie damals, als er für ein Dreivierteljahr das Musik & Frieden in Berlin übernahm, Riesenclub, und sich in Magazinen so zitieren ließ: »Berlin ist was für Schwanzlutscher! Deswegen hat es mich dort hingezogen.« Wie sein Rap-Album, das er 2021 herausbrachte, »Haram« heißt es. Wie vergangenes Jahr, als er sich für die Quatschpartei »Die Partei« als Oberbürgermeisterkandidat in Mülheim aufstellen ließ. Er bekam 4,3 Prozent. Immerhin.

Die Ruine blieb Ruine.

»Vielleicht lass ich mich darin beerdigen, wir machen ein Mausoleum draus. Aber besser wäre, ich würde noch ein bisschen Geld damit verdienen vorher«, hat er mir vor ein paar Tagen gesagt.

Er hat sich das alles schon ausgedacht. Einen Biergarten auf dem Dach. Drinnen italienischer Marmor. Ein Café. Tagesbetrieb. Ein normales Leben. Oder?

Ich glaube, er meint es ernst. Die Kirchenglocken läuten.

Auch einen Namen hat er schon, zumindest eine Idee: Motel Shanghai.